

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 6 (1916)

Heft: 26

Artikel: Die Frucht der Erziehung [Fortsetzung]

Autor: Waldstetter, Ruth

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-637919>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Sie Seiner Woche in Wort und Bild

Nr. 26 — 1916

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

den 24. Juni

□ □ Wanderlied. □ □

Von Heinrich Leuthold.

Und wieder jagt mich der Reisetrieb,
Und wandern möcht' ich von Pol zu Pol;
Drum, liebliches Kind, vielsüßes Lieb!
Vielsüßes Lieb, leb wohl!

Und trag ich gleich im leichten Kleid
Kein schimmerndes Gold, kein schimmerndes Gold,
Ist doch manch Herz, manch rosige Maid
Dem wandernden Burschen hold.

Noch einmal, gestützt auf den Wanderstab, Nun folg' ich ohne Reiseziel
Schau ich zurück, schau ich zurück; Duftige Blätter fallen herab
Und hemmen meinen Blick.

Der Vögel Flug, dem Wolkenzug;
Des Schönen hat die Welt so viel,
hat auch für mich genug.
Und der Vögel Schlag in Busch und Hag,
Des Waldes dunkel, der Sonnenschein,
Und der klingende, singende Frühlingstag
Ist alles, ist alles mein!

Die Frucht der Erziehung.

Erzählung aus dem Kleinstadtleben von Ruth Waldstetter.

7.

Als Lisbeth diesen Brief abgeschickt hatte, wurde sie etwas ruhiger. Sie wartete eine Woche lang in fester Hoffnung, daß eine Antwort kommen würde. Mit jedem Tag mehrten sich allerdings die Augenblicke, in denen der plötzliche Gedanke, es könnte ein schlimmer Bericht eintreffen, ihr das Herz stillstehen ließ. Schon in der zweiten Woche wuchs ihr Bangen, Zweifel quälten sie, ob dem Bruder ihr Brief mißfallen habe oder ob Christian sich nicht entschließen könne, ihr eine ungünstige Antwort von Eberlin mitzuteilen. Nach und nach wurde ihre Qual wieder so schlimm wie zuvor und noch schlimmer; denn sie fürchtete, mit ihrem Brief ihr Geheimnis entweicht und sich weggeworfen zu haben. Eine beginnende Spaltung ihres Wesens ließ sie sich wie im Spiegel sehen. Wenn sie beschauend aus ihrem eigenen Wesen herausgetreten schien, so sah sie ihre heimliche Leidenschaft nicht als den natürlichen Drang des jungen Menschenkindes, nicht als das frauliche Sehnen, sich in Fürsorge und Pflege eines Andern auszugeben, und nicht als den Trieb des Edlen zum Gleichwertigen. Ihre gequälte, unberatene und von der Heimlichkeit belastete Seele spiegelte nur ihre eigene Unruhe wieder, die Auflehnung der gewaltsam eingegengten Kräfte, den unschönen Zwiespalt zwischen der Natur und den Geboten der Erziehung, und Lisbeth kam sich in solchen unglückseligen Augenblicken vor wie ein würdeloses Geschöpf, das einem Abgrund zutreibt.

Das Unglück in ihr selber prägte nach und nach seine

Spuren auch der Außenwelt auf. Ihr Zimmer, das Haus, das ganze Städtchen, erschienen ihr unerträglich eng und drückend. Sie bekam einen Widerwillen gegen ihr Zimmerchen, in dem jedes Ding in seiner Sauberkeit und Ordnung gefühllos und unwandelbar stand und ihr den Eindruck machte, als sollte diese Ordnung der Gegenstände mitsamt ihrem eigenen Kummer ins Unendliche fortdauern. Und wie bedrückend still war das große, altmodische Haus, in dem das Leben gleichförmig Tag um Tag und Jahr um Jahr weiterging! Lisbeth fragte sich jetzt manchmal, wenn sie die Eltern arbeiten und sorgen sah, was eigentlich der Zweck war, wozu das alles geschah? Und ob all das Selbstverständliche jemals eine Ursache und ein Ziel gehabt hatte, über das die Eltern damals nachdachten und sich besprachen? Wenn sie die Mutter einmal darnach fragte, so sagte diese wohl etwas von der Ehre von Vaters Amt und von dem mühevoll erworbenen Ertragnis der Mühlwerke, das den Kindern die Zukunft sichern sollte, und davon, wie sie das verlotterte Haus mit vieler Arbeit tadellos in Stand gesetzt hatte und es so erhielt. Aber das alles befriedigte Lisbeth nicht. Auch, was sie im Städtchen vom Leben und Treiben beobachtete, schien ihr öde und zwecklos. Sie sah die Männer jahraus, jahrein würdig und steifbeinig zur selben Stunde ins Geschäft gehen; mit dem gleichen gewichtigen Schritt wandelten sie abends zum Schoppen. Die Frauen fegten und scheuerten ihre Häuser und zogen Kinder auf, die erst wie



Hans Widmer: Die Verlobten. Oelgemälde.
(Text siehe Seite 308.)

kleine Engel aussahen und dann den Eltern immer ähnlicher wurden. Dies ging alles so selbstverständlich vor sich, und die Jungen machten es wie die Alten und keiner schien nach einem Zweck zu fragen, daß es Lisbeth vorkam, als liefe in Grafeneck das Leben wie ein Uhrwerk ab und als wäre sie ganz allein mit der Not und Wärme eines Herzens, das seine Wünsche auf ein ersehntes Ziel gesetzt hatte. Den Einzigen, der sich seine eigenen Gedanken zu machen schien und seine besondern Wege ging, sah sie in Erwin; aber er lebte einsam und sein träumerisches, verhaltenes Wesen, dem niemand recht auf die Spur kam, schloß ihn auch von ihr ab, obwohl sie seiner Zuneigung sicher war.

Sie selber kam sich, halb unbewußt, mehr und mehr als ein seltsames, zum Unglück bestimmtes Geschöpf vor. Ihr Zustand prägte sich nach und nach auch in ihrer Erscheinung aus; ihre Züge wurden schärfer und hängend und man machte ihr dann und wann verbüllmte Andeutungen, daß es nun „an der Zeit wäre“ für sie. Und sie schloß daraus, daß ihre Schönheit zu verwelken anfing.

Zu dieser Zeit tauchte jedoch in Lisbeths Gedankenkreis eine neue Idee auf, die ihrem Leben auf kurze Zeit wieder Spannkraft verlieh. Eine ihrer Bekannten hatte sich entschlossen, sich als Krankenpflegerin ausbilden zu lassen, und

Lisbeth hörte sie begeistert von ihrer Berufswahl reden. Da kam ihr aus der nach tätiger Liebe sich sehndenden Natur erst schüchtern und dann immer kräftiger das Verlangen, in diesem Beruf einen Ausweg aus ihrer Qual zu finden. Sie konnte zwar den Wunsch nach dem großen, einzigen Glück keinen Augenblick aufgeben; aber es schien ihr, als möchte in einer solchen Tätigkeit ihr Leben in seiner verzweifelten Hoffnung doch noch erträglich werden, etwas von der drängenden Kraft in ihr in dienender Liebe sich frei machen und wieder Ruhe zum Warten und Glauben in ihr erwachsen. Der Gedanke an eine solche Möglichkeit führte sie rasch zum Entschluß; nur die Gelegenheit, den Eltern von einem so unerwarteten Plan zu sprechen, schob sich immer wieder hinaus. Jedesmal, wenn sie davon ansangt wollte, kam ihr der Vorschlag plötzlich abenteuerlich und unbillig vor und sie wußte nicht mehr, wie sie die Rede darauf bringen und ihre Worte setzen sollte. Endlich bezwang sie trotzdem ihre Scheu und brachte eines Tages zur Teestunde ihr Anliegen vor.

Ihr Vater fragte sie darauf, ob sie sich denn die Eheseligkeit geschworen habe und sagte, sie sei doch noch keine alte Jungfer, die auf alle Aussichten verzichten müsse. Nach einem Hin- und Herreden kam man auf einen andern Gegenstand zu sprechen und es war zunächst nicht mehr die Rede von Lisbeths Vorhaben.

Als die Eltern in den nächsten Tagen nichts mehr darüber verlauten ließen, fing sie selber noch einmal davon an. Da sagte ihr der Bürgermeister, daß, wenn sie mit diesem Plan, der ja nur unter dem Einfluß einer Freundin in ihrem sonst so recht verständigen Köpfchen entstanden sei, wirklich Ernst machen wollte, dies auf das Leben im Bürgermeisterhause ein recht schiefes Licht werfen könnte. In ganz Grafeneck würde man sich fragen, was es gegeben habe: ob bei Lisbeth eine unglückliche Liebe an diesem ungewöhnlichen Schritte schuld sei; ob sie aus irgend einem Grund nicht heiraten könne oder ob vielleicht in dem Familienleben zu Hause etwas nicht stimme. Zum Schluß fragte der Vater, wärmer werdend, ob seiner kleinen oder jetzt eigentlich großen Lisabeth zu Hause irgend etwas fehle, und dann sagte er ihr in froherem heimlichen Ton, auch er sei gegenüber ihrem künftigen Glück wahrhaftig nicht gleichgültig; aber es scheine ihm doch wirklich nicht, als ob seine Tochter Grund hätte, ihre Aussichten gering einzuschätzen.

Lisbeth war einen Augenblick versucht gewesen, dem wohlgefällig blickenden Vater ihr Geheimnis anzudeuten; aber seine letzten Worte, die sie wohl verstand, verscheuchten sogleich diese Anwandlung.

In der nächsten Zeit war noch mehrmals zwischen ihr und Vater oder Mutter die Rede von ihrem Vorhaben und die Unterhaltung gestaltete sich meistens so, daß der Vater Lisbeth schilderte, wie unangenehm es für die Mutter wäre, wenn Lisbeth das Elternhaus verlassen wollte; und ihr die Mutter vorstellte, wie peinlich für den Vater in seiner Stellung die Tatsache sein würde, daß die einzige Tochter in der Fremde einem Beruf nachgehe. Lisbeth gab bald den Plan auf; denn sie fühlte sich nicht selbständig und kräftig genug, um eine Sache durchzuzwingen, und sogar, wenn sie in ihrem Vorhaben ihre einzige Rettung gesehen hätte, so war sie nicht frei, diese mit der Missbilligung der Eltern zu suchen.

Als auch diese Möglichkeit sich nicht erfüllte, versuchte Lisbeth unter Zittern und Gewissensbissen das Letzte: sie schrieb an Eberlin. Aber der Brief, den sie nach vielen mißglückten Ansätzen endlich zustande brachte, ging niemals ab. Als sie ihn in den Briefkasten gesteckt hatte, erfaßte sie solche Scham und Angst über ihre verwegene unweibliche Tat, die sie vielleicht Eberlin verächtlich machen konnte, daß sie sich dazu überwand, den Brief bei der Leerung des Kastens zurückzuverlangen.

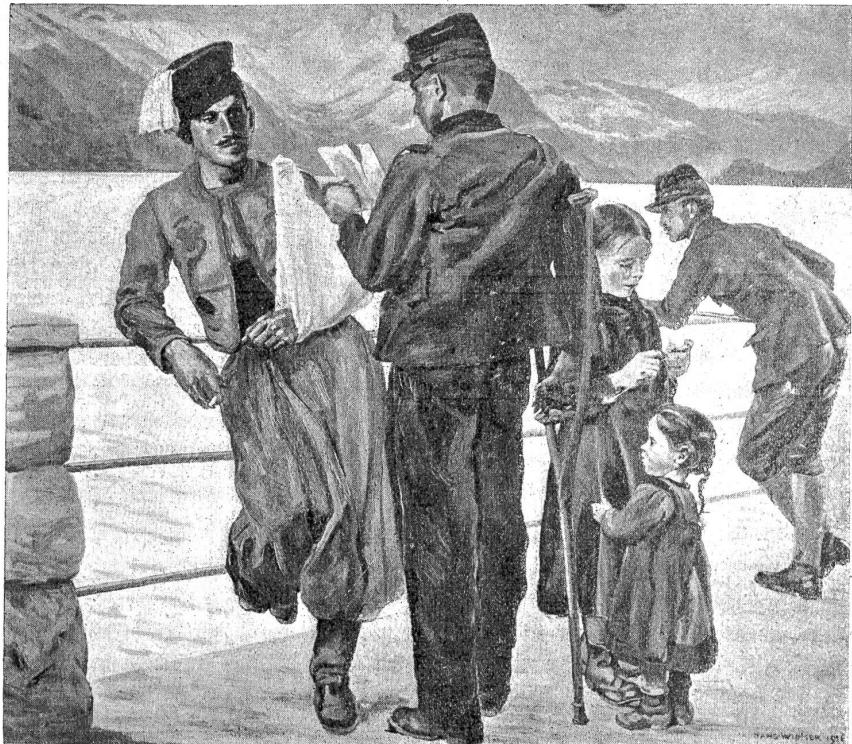
Bald darnach hörte sie, Eberlin werde in den Sommerferien in Gräfeneck sein. Auf diese Zeit versparte sie nun die Entscheidung. Sie war entschlossen, sich in diesem Sommer jedenfalls Gewißheit zu verschaffen; was nachher kommen möchte, lag für sie im Dunkel. Es war ihr unmöglich, so oft sie es auch versuchte, sich ihr Leben ohne die Hoffnung vorzustellen, von der sie immer noch sehrte.

Der Sommer kam, die Ferien begannen, und das Basteifest stand bevor. Lisbeth hatte Eberlin noch nicht gesehen; aber sie wußte, daß er in der Stadt war.

Der Tag des Festes brach mit Sonnenchein und drückender Schwüle an. Über Tags sammelten sich Gewitterwolken hinter den Bergen und als am Abend die Gräfenecker nach der Bastei hinaufzogen, war die Schwüle so schwer, daß auch die jüngern Leute leuchtend den Berg hinauf stapften, während die ältern und vorsichtigeren unter der Bepackung der Mäntel und Schirme nur mühsam und zwischen häufigem Stillstehen vorwärts kamen.

Aus den Gewölben der Bastei schlug den erhitzen Eintretenden eine steinkalte Grabesluft entgegen, die sie frösteln machte. Oben auf der Plattform aber strahlten die besonnten Steine die Hitze des Tages aus und während die Sonne gelb in schwarzen Wolken unterging, zuckten im Süden schon die Blitze des fernen Gewitters auf. Die Rebberge schienen greifbar nahe; der Strom lag ohne Wellen und farblos in der Tiefe. Drobten setzte die Musik ein und einige Paare drehten sich rot und leuchtend im Takte. Die meisten Damen zogen es vor, sitzen zu bleiben und sich mit Tüchern und Papierfächer Kühlung zuzuwehen. Die Herren tupften sich die Stirne mit dem Taschentuch und lockerten die aufgeweichten Hemdkragen. Plötzlich fuhr ein kalter Windstoß über die Plattform, ein paar Hüte flogen davon, Staub wirbelte auf, man hörte kreischen und lachen und Männer mit fliegenden Rockschößen ließen ihren Hüten nach.

Wieder und wieder blies der Wind über die Bastei und der Strom in der Tiefe bekam eine Stimme und rauschte am Felsen auf. Die Gesellschaft wurde lauter, man wehrte sich gegen den Sturm, der an den Kleidern sauste; die Röcke der Tanzenden flogen und bauschten sich, die Töne der Musik wehten in Schwälzen daher, wie der



Hans Widmer: Französische Soldaten in Brienz. Oelgemälde. (Text siehe Seite 308.)

Wind sie trieb, und die Stimmen erhoben sich im Kampf mit der Luft, die den Ton vom Munde wegnahm. Da es kühler wurde, mehrten sich die Tanzenden. Zwischen den Tönen der Musik hörte man dumpfen Donner rollen. Eine merkwürdige Beleuchtung breitete sich über der Gesellschaft aus, gemischt aus der sommerlichen Dämmerung, den flackernden Lichtern und den Schatten der Gewitterschwärze. Plötzlich prasselten Regentropfen herab. Mit Geschrei und Gejohre floh die Menge und drängte sich unter den Eingang zu den Gewölben. Aber schon hörte der Regen wieder auf und die Luft wurde still und schwüler als vorher.

Um diese Zeit kam Eberlin auf Lisbeth zu, die den ganzen Abend neben dem jungen Juristen, ihrem Partner von Evas Hochzeit, gesessen und ihre Blide Eberlins Gestalt nachgesandt hatte. Sie sah ganz bleich und kaum mehr schön aus, als er sich vor ihr verbeugte.

„Der nächste Tanz ist schon an mich vergeben,“ sagte der Jurist, als Eberlin ihr den Arm bot.

„Aber der übernächste, der übernächste, Herr Doktor!“ rief Lisbeth laut Eberlin nach, der schon im Begriffe war, sich wegzuwenden. Er kehrte sich bald gegen sie um, verbeugte sich und ging davon.

Sie machte eine Bewegung, als wollte sie ihm nacheilen. Der Jurist sah sie mit verwunderten Augen an und schon sank sie machtlos auf ihren Stuhl zurück. Sie fühlte einen furchtbaren Schmerz am Herzen; etwas in Eberlins Haltung hatte ihr gesagt, daß er nicht zurückkommen werde.

Es war jetzt wieder drückend schwül geworden; Lisbeth bat ihren Partner, mit ihr zu promenieren, da es zum Tanzen zu düstig sei. Er führte sie an den Rand der Terrasse, wo vom Strom her etwas Kühlung heraufzog. Es war dieselbe Stelle, an der sie einst mit Eberlin ge-

standen hatte. Die Blicke ließen auf Augenblicke das schwarze Wasser erglänzen. Lisbeth sah gedankenwoll in die plötzlich erhelle Finsternis hinab. Es schien ihr auf einen Augenblick, als wäre dort ein Tröster, wenn alles aus sein sollte. Aber dann dachte sie an die Eltern. Damals, als Christian entfloß, um nicht mehr zurückzufahren, waren sie zwar nicht untröstlich über den Verlust gewesen; aber es bedeutete für sie eine große Beruhigung, daß man den Leuten seine Flucht als eine verständliche und natürliche Sache, als die begreifliche Versehung des jungen Mannes ins Handelshaus eines nahen Verwandten hatte darstellen könnten. Sie vergegenwärtigte sich die guten Eltern, die in ihrer angesehenen Stellung und einem tadellosen Lebenswandel ihr Glück fanden, und Verzweiflung und Liebe zeigten ihr einen besseren Ausweg.

Die Musik hatte aufgehört zu spielen und es gab eine kurze Pause bis zum nächsten Tanz. Man hörte den Donner näher dröhnen und die beladene Luft lastete unerträglich auf den Stirnen. Um die Gemüter zu beleben, fing die Musik bald wieder einen flotten Walzer an.

Dies war der Tanz, zu dem Lisbeth Eberlin erwartete.

Die Musik hatte schon eine Weile gespielt und der Tanz mochte bald zu Ende sein, als man Lisbeth auf ihrem

Stuhl ohnmächtig werden sah. Sie hatte merkwürdigerweise ganz allein gesessen und man konnte ihr erst Beistand bringen, als sie schwer zu Boden gefallen war. Ein anwesender Arzt bemühte sich um sie und konstatierte, daß sie sich keinen Schaden getan hatte. Als sie wieder bei Bewußtsein war, wurde sie in einen Wagen geleitet, der sie nach Hause brachte.

Nach diesem Vorfall mußte sich Lisbeth ärztlich untersuchen lassen; sie wurde blutarm und nervös befunden und der Arzt verordnete ihr wieder das unvermeidliche Eisen und überdies viel Schlafen, Spazierengehen und Sporttreiben. Dem Vater ließ er überdies einen Wink zukommen, daß es an der Zeit wäre, Lisbeth zu verheiraten. Der Bürgermeister war über diese Rühmtheit empört und zog einen andern Arzt, einen Altersgenossen, zu. Der lächelte über Lisbeths Auskünfte und sagte, sie solle sich nur tüchtig im Haushalt nützlich machen und nicht daran denken, ob sie Appetit und Schlaf habe oder nicht; dann komme das alles von selber. Der Schluß war, daß Lisbeth ihr Leben weiterführte wie bisher. Doch setzte sie bei dieser Gelegenheit die Erfüllung eines neuen und sehr zäh geäußerten Wunsches durch, nämlich den Plan, im Strom schwimmen zu lernen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Berns musikalischer Vergangenheit.

Heute, wo der Besuch der 8 Abonnementskonzerte und 4 Kammermusikaufführungen nicht nur jedem Liebhaber guter Musik zum Bedürfnis geworden ist, sondern beinahe zum guten Ton gehört, heute, wo man die edle Tonkunst nicht nur in fast beängstigender Masse zu hören bekommt — siehe Stadtanzeiger —, sondern wo jeder „gebildete Mensch“ selbst wenigstens ein Instrument spielen zu müssen glaubt, und wenn es selbst das Pianola wäre, da mag man sich gelegentlich fragen, was für Bilder in dieser Beziehung unsere ehrenfeste Alarestadt in früheren Zeiten gewählt hat. Wenn immer die Antwort auf diese Frage zuteil ward, der wird nicht umhin können, einmal einen sehnfütigen Blick in die gute alte Zeit zu werfen, wo der gewöhnliche Bürger, falls er die Predigt besuchte, die Musik nur daher kannte, der geruhige Landbewohner dagegen kaum den Namen. (Wir brauchen keine hundert Jahre zurückzugehen.) Und wie manche Elementar-Schülerin der holden Kunst, die mißmutig und „wieder einmal ungeübt“ durchs Münstergässchen schlurft, würde in träumerischer Verzückung zuhören, wenn man ihr das Märchen erzählte aus jenen sonnigen Tagen wo „man“ noch nicht in die Musikschule mußte, um die Musik zu erlernen — weil es eben noch keine gab. Andererseits aber wird man sich eines mitleidigen Gedankens für jene musikarme Gesellschaft nicht erwehren können, der die ganze reiche Welt der Töne zum großen Teil unbekannt war und damit ein Lebensgenuss, ohne den heute für die Mehrzahl eine reine Daseinsfreude undenkbar ist.

Wieviele unserer jungen Musikenthusiastinnen, die sich selbst und die Welt vergessend in unserem prächtigen Kasino-räume den süßen Käntilenen lauschen, würde nicht verwundert und mit tiefem Bedauern den Lockenkopf schütteln, wenn man ihnen erzählte, daß ihre Ahne im hochgebündeten Biedermeierrock ihre Jugendjahre verträumen mußte ohne Kammermusik und Abonnementskonzert, ohne H-moll-Messe und Missa solemnis, ja — daß sogar um 1750 die Bildung eines Collegiums musicum, das einzige Orchester der Stadt, nur unter der Bedingung gestattet wurde, daß sich die Mitglieder „weder zu Serenades, noch zu Nachtgesängen“



Karl Jakob Durheim, einer der Gründer der Musikgesellschaft.